

JIDDISCH

Sprache

Joachim Mugdan

Als *Jiddisch* im engeren Sinn bezeichnet man die Sprache der Juden Osteuropas. Die moderne Eigenbezeichnung lautet *jidisch* 'jüdisch'; daneben findet man den Ausdruck *mame-loschn* 'Mutter-Sprache' (zu hebr. *lāšōn* 'Sprache'). Bis ins 20. Jh. war die Benennung *Jargon* verbreitet. Auch *Jüdisch-Deutsch* (jidd. *jidisch-dajtsch*) wurde häufig verwendet. Daraus ist wohl im Englischen die seit 1875 belegte Bezeichnung *Yiddish* entstanden, die etwa 40 Jahre später als *Jiddisch* in einem deutschen Buchtitel auftritt.

Die jiddische Sprache dürfte vor dem Massenmord an den Juden Europas während des 2. Weltkriegs über 11 Mio. Sprecher gehabt haben, mehr als die Hälfte der damaligen Gesamtzahl der Juden in der Welt. Etwa 60% lebten in Osteuropa – vor allem in Polen, Litauen, Weißrussland, der Ukraine und Rumänien. Dazu kamen aufgrund von mehreren Auswanderungswellen seit dem späten 19. Jh. größere Gruppen von Jiddisch-Sprechern an einzelnen Orten in Nord- und Südamerika, Westeuropa, Israel, Südafrika und Australien. Teils waren es Anhänger der jüdischen Arbeiterbewegung, die ihr Jiddisch als wesentlichen Bestandteil einer ethnisch-kulturell definierten jüdischen Identität sahen, teils waren es Chassidim und andere Gruppierungen, die sich zur Bewahrung ihrer traditionellen Lebensweise auch sprachlich von der nichtjüdischen Umgebung absetzen wollten. In Israel war ein weiteres Motiv für die Bewahrung des Jiddischen, dass man die heilige Sprache Hebräisch nicht im Alltag verwenden wollte, wie das andere propagierten und praktizierten.

Angaben zur heutigen Sprecherzahl variieren stark, wobei oft nicht klar ist, ob nur Muttersprachler oder auch Zweitsprachler gemeint sind. Dass es mehrere Millionen Muttersprachler gebe, wie man manchmal lesen kann, ist sicher weit übertrieben, selbst wenn man in Rechnung stellt, dass sich nicht alle Sprecher gegenüber den Behörden als solche bekennen. Im ursprünglichen Sprachgebiet existiert das Jiddische kaum noch. Diejenigen, die den Massenmord überlebten, wurden von den kommunistischen Regierungen daran gehindert, ein jüdisches

Leben zu praktizieren und wanderten zum großen Teil aus; die übrigen konnten die jiddische Sprache kaum an die nächste Generation weitergeben. Nannten 1970 in der Sowjetunion gut 380000 von insgesamt 2,15 Mio. Juden (17,7%) Jiddisch als Muttersprache, so gaben in der russischen Volkszählung von 2002 nur 30019 von 229938 Personen aschkenasisch-jüdischer „Nationalität“ (13%) an, Jiddisch oder [!] Ivrit (Neuhebräisch) zu „beherrschen“, und in der Ukraine sprachen 2001 von gut 100000 Angehörigen der jüdischen „Nationalität“ lediglich 3,1% die Sprache dieser „Nationalität“ als Muttersprache. (Als *Nationalität* wird hier die ethnische Gruppe bezeichnet, der man sich offiziell zuordnet.) In den Ländern der Emigration ist die Sprecherzahl aufgrund von Assimilation stark zurückgegangen. In den USA ermittelte die im Jahre 2000 durchgeführte Volkszählung nur 178945 Personen ab 5 Jahren (davon über 63% im Staat New York), die zu Hause Jiddisch sprachen (bei einer jüdischen Gesamtbevölkerung von ca. 5-6 Mio.). Kleinere Zentren des Jiddischen gibt es unter anderem in bestimmten Stadtvierteln von London, Antwerpen und Jerusalem. Manche Kinder lernen es als primäre Sprache, wobei sie typischerweise zwei- oder mehrsprachig aufwachsen. Ferner dient es als Unterrichtssprache in vielen traditionellen jüdischen Schulen und *Jeschiwot* (Talmudschulen und -hochschulen). Allerdings wird dieses Jiddisch nicht unterrichtet und gepflegt; typischerweise ist das sprachliche Repertoire reduziert, und in manchen Umgebungen zeigt sich ein starker Einfluss anderer Sprachen. In diesem Sinne mag die „funktionale Kompetenz“ zu verstehen sein, die nach einer Schätzung von 1997 rund 500000 Israelis im Jiddischen haben. Von der einst blühenden (vorwiegend säkularen) jiddischen Kultur mit zahlreichen Zeitungen, Radio-stationen, Buchverlagen, Theatern usw. sind nur kleine Reste übrig geblieben. Symptomatisch ist beispielsweise, dass die 1897 in New York gegründete jiddische Tageszeitung *Forverts*, die in den 1930er Jahren eine Auflage von 275000 hatte, 1983 auf wöchentliche Erscheinungsweise mit einem englischen Teil umstellen musste. Das moderne Jiddisch ist das Ergebnis eines langen Entwicklungsprozesses, der vor rund 1000 Jahren mit der Ansiedlung von Juden im deutschsprachigen Raum begann. Diese Region wird (unter

Verwendung eines biblischen Volksnamens) *Aschkenas* genannt. Nach der klassischen Theorie waren es Sprecher romanischer Sprachen, die das Deutsch ihrer Umgebung aufgriffen – aber von Anfang an mit besonderen jüdischen Merkmalen, die letztlich auf die semitischen Sprachen Hebräisch und Aramäisch zurückgehen. Diese Sprachen waren insbesondere den Männern durch das Gebet, die öffentliche Lesung aus der Tora (Fünf Bücher Moses) und das hoch geschätzte „Torlernen“, bei dem der Talmud im Mittelpunkt steht, geläufig. Der hebräisch-aramäische Einfluss zeigte sich vor allem im Wortschatz, aber auch im grammatischen System. Selbst die germanische Komponente der regional unterschiedlichen Spielarten dieses „Aschkenasisch“ ist wohl nie vollständig mit dem jeweiligen Ortsdialekt der Nichtjuden identisch gewesen, was unter anderem an den häufigen, meist erzwungenen Wanderungen der Juden lag. Wie alle jüdischen Sprachen und Varietäten wurde übrigens auch diese stets mit hebräischen Buchstaben geschrieben. Die Besonderheiten des frühmittelalterlichen „Aschkenasisch“, die sich zumeist bruchlos bis ins moderne Jiddisch fortsetzen, haben manche Forscher zu der mittlerweile weithin akzeptierten Auffassung geführt, es sei bereits als *Jiddisch* (genauer *Westjiddisch*) zu bezeichnen. Die Juden in Deutschland hätten also vor der Zeit der Aufklärung und der Emanzipation, als sie die deutsche Standardsprache übernahmen, nie eine Varietät des Deutschen gesprochen, sondern Jiddisch und Deutsch hätten auf demselben Territorium als zwei verschiedene Sprachen nebeneinander bestanden. Wenn man aber die Unterschiede zwischen ihnen betrachtet, so genügen sie gemäß den sonst in der Sprachwissenschaft üblichen Kriterien für die Unterscheidung zwischen Sprache und Varietät (Dialekt) noch nicht, um wirklich von einer gegenüber dem Deutschen eigenständigen Sprache zu sprechen. Die von den Sprechern selbst verwendete Bezeichnung *tajtsch* bestätigt das. Dagegen ist das moderne Ostjiddisch zweifellos eine vom Deutschen verschiedene, wenn auch ihm nahe stehende Sprache. Dazu bedurfte es mehrerer Entwicklungen. Zunächst flohen ab dem 13. Jh. Juden in beträchtlicher Zahl aus Deutschland nach Polen/Litauen (das auch große Teile der heutigen Staaten Belarus und Ukraine umfasste), wo sie willkommener waren und etwas mehr Freiheit

genossen. So vermischten sich verschiedene Varianten des Jüdisch-Deutschen und es entwickelten sich neue Merkmale, die in den deutschen Dialekten keine Parallele hatten, wobei sich eine neue dialektale Gliederung herausbildete. Ferner machte sich der Einfluss slawischer Sprachen in Wortschatz und Grammatik stark bemerkbar. Dass die Juden in Deutschland im späten 18. / frühen 19. Jh. zur deutschen Standardsprache (anfangs in hebräischer, bald aber in lateinischer Schrift) wechselten, schuf eine deutlichere sprachliche Grenze zwischen Ost und West. Im 19. Jh. entstand eine ostjiddische Literatursprache, vor allem durch die Werke der drei Klassiker Mendele Mojcher Sforim (‘Mendele, der Buchhändler’, Pseudonym von Scholem Jankew Abramowitsch, urspr. Brojdo, 1836-1917), Jizchok Lejb Perez (1851-1915) und Scholem Alejchem (‘Friede sei mit euch’, Pseudonym von Scholem Rabinowitsch, 1859-1916). Auf dem Programm der ersten jiddischen Sprachkonferenz 1908 in Czernowitz standen unter anderem die Normierung der Orthographie und die Erarbeitung eines Wörterbuchs; sie erklärte nach heftigen Debatten Jiddisch zu einer Nationalsprache der Juden. Die Normierungsarbeit wurde von dem 1925 in Wilna gegründeten YIVO (*Jidischer wißenschaftlecher institut*) fortgesetzt. Das von ihm festgelegte Standardjiddisch wurde zwar von den Sprechern selbst nur in beschränktem Maß akzeptiert, dominiert aber in Lehrwerken, Grammatiken und Wörterbüchern, mit denen die sprachliche Eigenständigkeit deutlich dokumentiert wird. Offiziellen Status hat das Jiddische allerdings nicht erlangt – außer in der Sowjetunion in dem 1928 geschaffenen „Jüdischen Autonomen Gebiet“ um Birobidžan, nahe der chinesischen Grenze. Bis 1933 folgten rund 20000 Siedler dem Aufruf, diese Region zum jüdischen Heimatland zu machen, doch die stalinistischen „Säuberungen“ stoppten das ohnehin wenig aussichtsreiche Experiment wieder. Ihren Höchststand erreichte die jüdische Bevölkerung nach dem 2. Weltkrieg; in der Volkszählung von 2002 bezeichneten sich aber nur noch 2327 von 190915 Bewohnern des Gebiets (1,2%) als ethnisch jüdisch. So ist es eher ein Kuriosum, dass Jiddisch dort neben Russisch Amtssprache ist.

Das moderne Standardjiddisch steht dem heutigen Standarddeutsch trotz der getrennten Entwicklungen in vielem nahe, so dass es als „Nebensprache“ bezeichnet werden kann. Die hebräisch-aramäische und die slawische Komponente können aber die Verständlichkeit für Sprecher des Deutschen erheblich beeinträchtigen. Auch in der germanischen Komponente wirkt manches ungewohnt. Die oft geäußerte Behauptung, Jiddisch sei archaisch, ja sogar ein „mittelhochdeutscher Dialekt“, ist jedoch nicht haltbar. In vielen Fällen hat das Jiddische tatsächlich – nicht selten in Übereinstimmung mit manchen deutschen Dialekten – einen älteren Sprachzustand bewahrt (z.B. *darfn* in der Bedeutung ‘müssen’), aber es weist zum klassischen Mittelhochdeutsch des Nibelungenlieds eine Fülle von Unterschieden auf. Häufig teilt es sie mit der neuhochdeutschen Standardsprache und mehr noch mit mittel- und oberdeutschen Dialekten (z.B. die Entrundung von *ü* zu *i* wie in *grin* ‘grün’). Die jiddischen Dialekte unterscheiden sich stärker vom Deutschen als die Standardsprache. Man teilt sie üblicherweise in Zentral-, Südost- und Nordostjiddisch ein, was grob vereinfacht Polen, der Ukraine bzw. Litauen entspricht. Hier einige Beispiele für die unterschiedlichen Entwicklungen der Vokale (Länge ist durch : markiert):

Standardjidd.	Mittelhochdt.	Zentraljidd.	Südostjidd.	Nordostjidd.
<i>ownt</i> ‘Abend’	a:	u:	u	o
<i>ku</i> ‘Kuh’	uo	i:	i	u
<i>grojß</i> ‘groß’	o:	oj	oj	ej
<i>nejn</i> ‘nein’	ei	aj	ej	ej
<i>majn</i> ‘mein’	i:	a:	a	aj

Die gleichen lautlichen Erscheinungen sind in der hebräisch-aramäischen Komponente zu beobachten. So ist aus hebr. *tôrā* ‘Tora’ (mit langem *o* und *a*) bei den Juden in Deutschland *Tauro* entstanden, im Zentral- und Südostjiddischen *tojre* und im Nordostjiddischen *tejre*. Da die Reime der hier vorgestellten Lieder keinen besonderen Dialekt voraussetzen, haben wir (wie das in neueren Liederbüchern allgemein üblich ist) die Texte in Standardjiddisch wiedergegeben.

In der Schrift schlagen sich die dialektalen Unterschiede nicht nieder. Hebräische und aramäische Wörter werden wie in der Ursprungsprache geschrieben. Für die germanische und slawische Komponente wurde das hebräische Alphabet, das ursprünglich nur Buchstaben für Konsonanten besaß, so abgewandelt, dass auch die Vokale und die im Hebräischen nicht vorkommenden slawischen Konsonanten durch eigene Buchstaben oder Buchstabenkombinationen wiedergegeben werden. Die Schreibung entspricht dabei der Lautung ziemlich genau. Neben der YIVO-Orthographie sind nicht nur in älteren Texten auch andere Schreibungen anzutreffen.

Hinweise zur Aussprache

Die hier verwendete Umschrift ist aus dem zuerst 1990 erschienenen Bändchen *Jiddisches Wörterbuch* von Ronald Löttsch übernommen. Sie kommt deutschen Lesegewohnheiten sehr entgegen und bedarf nur weniger Erläuterungen:

Umschrift	Lautung
<i>s</i>	immer stimmhaftes s wie in <i>reisen</i>
<i>ß</i>	immer stimmloses s wie in <i>reißen</i>
<i>sh</i>	stimmhaftes Gegenstück zu <i>sch</i> , wie in <i>Garage</i>
<i>ch</i>	immer wie in <i>ach</i> , nie wie in <i>ich</i>
<i>ng</i>	immer mit g wie in engl. <i>finger</i>
<i>ej</i>	wie in engl. <i>day</i>
<i>aj</i>	wie in dt. <i>Ei</i>
<i>oj</i>	wie in dt. <i>Heu</i>

Bei den Vokalen gibt es keinen Gegensatz kurz/lang; sie sind offen (z.B. *e* wie in *essen* und *o* wie in *offen*). Die Verschlusslaute p, t, k sind im Unterschied zum Deutschen nicht behaucht. Stimmhafte Konsonanten werden am Wortende nicht stimmlos; *tog* ‘Tag’ endet also mit g, nicht mit k. Stimmhafte Verschluss- und Reibelaute werden vor stimmlosen stimmlos, und stimmlose vor stimmhaften stimmhaft, z.B. wird *antblojst* ‘entblößt’ wie *andblojßt* gesprochen. Nach einem Konsonanten sind l und n am Wortende silbisch (ähnlich wie im Deutschen, wo das die Orthographie aber nicht berücksichtigt), z.B. in *fojgl* ‘Vogel’, *sogn* ‘sagen’.

Liedtradition

Joachim Mugdan; Bearbeitung des Vortrags von Susi Hudak-Lazić (Potsdam), gehalten beim Workshop der Klingenden Brücke „Neugier auf Nachbarschaft“ in Ślubice/Polen am 6.11.2005

Während die Instrumentalmusik seit der Zerstörung des Tempels in Jerusalem erheblichen Beschränkungen unterliegt, ist das Singen ein wesentlicher Bestandteil jüdischen Lebens. Die hebräischen Texte, aus denen das tägliche Gebet besteht, werden meist in einem Sprechgesang gesprochen; für einige sind charakteristische Melodien üblich, die sich regional unterscheiden. Bei der öffentlichen Toralesung ist jedem Wort eine bestimmte Melodiefloskel zugeordnet, die hilft, die Verse richtig zu gliedern. Am Schabbat, dem wöchentlichen Ruhetag zu Ehren des Schöpfers und Lenkers der Welt (der von Freitagabend bis Samstagabend dauert), sowie an Feiertagen (die ebenfalls abends beginnen) werden manche Gebete in Liedform gesungen, und für die festlichen Schabbat-Mahlzeiten sind hebräische Lieder (*Semirof*, jidd. *Smireß*) gedichtet worden, die sich deutlich an biblische Passagen anlehnen. Zu manchen von ihnen sind im Laufe der Zeit jiddische Versionen entstanden. Neben dem religiösen jiddischen Lied dürften auch andere Gattungen, z.B. Wiegenlieder (vgl. *Schlof, Dwojrele*), Kinderlieder und Lieder aus dem Lebensalltag, eine längere Tradition haben, während z.B. viele Typen von Liebesliedern den jüdischen Wertvorstellungen nicht entsprechen und erst aufgrund nichtjüdischen Einflusses in das Liedrepertoire Eingang gefunden haben (vgl. *Margaritkelech*). Neueren Datums sind natürlich sozialkritische und politische Lieder – Lieder aus der Arbeiterbewegung und von der Auswanderung (vgl. *Majn rueplaz*), Lieder aus den Nazi-Ghettos und von den Partisanen. Viele haben namentlich bekannte Autoren, sind aber zu Volksliedern geworden.

Die historische Entwicklung des jiddischen Volksliedes durch die Jahrhunderte, bei der auch regionale Unterschiede zu berücksichtigen wären, lässt sich nicht genau rekonstruieren, da entsprechende Aufzeichnungen erst recht spät einsetzen. Als ein Pionier der jiddischen Musikethnologie gilt der russisch-jüdische Komponist Joel Engel (1868-1927), der 1898 die ersten Transkriptionen von Volksliedern anfertigte. 1908 wurde in St. Petersburg eine Jüdische

Historisch-Ethnographische Gesellschaft gegründet, in deren Auftrag der Autor S. An-Ski (Pseudonym von Schlojme-Zanwl Rapoport, 1863-1920) eine große ethnographische Expedition leitete, um unter anderem jüdische Musikfolklore zu sammeln. Man erkannte, dass das jiddische Volkslied im Verschwinden begriffen oder zumindest starken Veränderungen unterworfen war, und versuchte, festzuhalten, was noch vorhanden war. Auch manche andere beteiligten sich an dieser im frühen 20. Jh. begonnenen Sammeltätigkeit, die auch nach dem 2. Weltkrieg – nun freilich vorwiegend unter den Emigranten in Amerika – fortgesetzt wurde.

Musikalische Charakteristika

Ebenso wie die jiddische Sprache in Osteuropa verschiedene regionale Varianten ausgeprägt hat, weist auch das jiddische Volkslied eine große Vielfalt an musikalischen Formen auf. Die jüdische musikalische Folklore ist in keiner Weise monolithisch oder „national“, obwohl zeitweise versucht wurde, einen „nationalen jüdischen Charakter“ in der Musik zu finden. Die jiddischen Volkslieder sind durch viele verschiedene musikalische Traditionen beeinflusst worden: die synagogale Musik und die Folklore der jeweiligen nichtjüdischen Nachbarn. Im großen Formen- und Melodiereichum der jiddischen Lieder sind also vielfältige interethnische Beziehungen erkennbar.

Die in jiddischen Liedern bevorzugten Tonleitern (jidd. *schtajger*) sind Moll und modale Skalen. Wie in anderen osteuropäischen Musiktraditionen werden sie nicht mit Traurigkeit assoziiert und finden sich auch in schnellen und fröhlichen Liedern. Charakteristisch ist die Verwendung von Skalen mit übermäßiger Sekunde (Anderthalbtonschritt). Eine von ihnen, die auch im synagogalen Gesang sowie in der südosteuropäischen und vorderorientalischen Volksmusik beliebt ist, wird als *freygish* (‘Phrygisch’) oder *Ahawo Rabbo* (nach einem Gebet) bezeichnet:



Das traditionelle jiddische Volkslied ist überwiegend monophon. Vielfach werden die Lieder alleine gesungen, oft bei der Arbeit und bei

den Verrichtungen im Haus, vor allem von Frauen. Wenn man zu mehreren unisono singt, tritt ein Phänomen auf, das man *Heterophonie* nennt: Alle singen das Gleiche – oder meinen, dass sie das Gleiche singen –, aber jeder in seiner individuellen, leicht abweichenden Fassung. Das Singen im Chor beschränkt sich weitgehend auf die chassidischen *Niggunim*, Gesänge mit bedeutungslosen Silben wie *bom bom biri biri bom* oder *nanana* usw. Zuweilen gibt es dabei einen Wechsel zwischen Vorsänger und Chor und stellenweise eine Auffächerung der Melodie in eine akkordische Mehrstimmigkeit (Dreiklangsmelodik: Quinte, Terz an den Kadenzstellen). Traditionell singen und tanzen Männer und Frauen klar getrennt, denn ein jüdischer Mann darf eine fremde Frau weder berühren noch sie singen hören.

Formal sind die jiddischen Lieder fast ausschließlich Strophenlieder. Daneben gibt es einige rezitativische Lieder, die keine sich wiederholende Struktur, sondern eine einteilige Form haben. Lieder mit Refrain sind eher selten. Sie sind meist jüngeren Datums und weisen moderne Formen auf; oft wurden sie von Komponisten als „Lieder im Volkston“ verfasst.

Historische Tonaufnahmen von jiddischen Liedern zeigen häufig – wiederum ähnlich wie in anderen Musiktraditionen – eine freie Art des Vortrags mit metrischen Unregelmäßigkeiten: Gerne wird eine Melodiephrase verlängert oder verkürzt. Auch in der Artikulation, der Ornamentik und der Intonation zeigt sich Variabilität. Beliebte sind Veränderungen von rhythmischen und melodischen Motiven, Einfügungen von Schleifern usw. sowie fließende Tempowechsel, meist *Accelerandi*. Es wird auch nicht angestrebt, nur in „reinen“ Ganz- und Halbtonschritten zu singen. Dieser Gesangspraxis werden Transkriptionen in Noten, die immer geglättet und vereinheitlicht sind, nicht gerecht. Zudem wird, wenn man ein Lied in Noten festhält, nur eine von mehreren möglichen Ausformungen festgehalten, denn es gehört ja zur mündlichen Überlieferung, dass verschiedene Sänger das gleiche Lied mit verschiedenen Melodien oder Melodievarianten singen, in unterschiedlichen Taktarten und Rhythmisierungen, mit einer größeren oder kleineren Zahl von Strophen, in mehr oder weniger stark voneinander abweichenden Textfassungen.

Das Jiddisch-Revival

Mit dem Niedergang des Jiddischen als lebendiger Alltagssprache kontrastiert ein wachsendes Interesse am Jiddischen und an jiddischer Kultur, insbesondere an jiddischer Musik. In Deutschland wurden jiddische Lieder schon im Rahmen des in den 1960er Jahren einsetzenden „Folk Revivals“ als willkommene Ergänzung des Repertoires aufgegriffen. Deutsche Volkslieder waren ja wegen ihrer Einbindung in die Nazi-Ideologie für viele unsingbar geworden, und so wandten sich die Folksänger (wenn sie nicht auf das Englische auswichen) dem „demokratischem Volkslied“ zu. In diese Kategorie passten auch sozialkritische jiddische Lieder sowie Partisanenlieder und „Lieder des Ghettos“ aus der Zeit des Massenmords an den europäischen Juden.

Etwas später kam es zum „Klesmer-Revival“, zur Wiederentdeckung der Instrumentalmusik, die insbesondere bei Hochzeiten gespielt wurde. *Klesmer* (Plural *Klesmorim*) hießen die Musiker nach dem hebräischen Wort *קְלִי־זֶמֶר* (*kēli-zemer*) ‘Musikinstrument’. Zu den ersten, die diese Musikkultur in vielen Ländern vermittelten, gehörte der in Argentinien aufgewachsene Klarinettist Giora Feidman. In den USA bildeten junge Juden im Rahmen einer „Rückkehr zu den Wurzeln“ ihrer osteuropäischen Vorfahren eine Reihe von Klesmer-Gruppen, von denen manche versuchten, die letzten Vertreter authentischer ostjüdischer Musiziertraditionen aufzuspüren und von ihnen zu lernen. Ernsthafte Bemühungen, jüdische Musikkulturen zu erforschen und zu bewahren, sind allerdings recht selten.

Auch in Deutschland und in anderen europäischen Ländern, in denen das Ostjiddische historisch keine Rolle gespielt hat, sind jiddische Lieder und Klesmer-Musik inzwischen so beliebt, dass es eine kaum noch überschaubare Zahl von Klesmer-Bands gibt – fast ausschließlich mit nichtjüdischen Musikern. Die Motive dafür sind komplexer als bei Juden, die ihr eigenes kulturelles Erbe wiederentdecken wollen, und teilweise sind sie nicht ganz unproblematisch, mischen sich doch verfehlte Versuche der „Vergangenheitsbewältigung“ (und mittlerweile auch kommerzielle Interessen) hinein. Zudem mangelt es nicht an Dilettantismus und Klischees. Dem stereotypen Bild des chassidischen „Schtetl“-Juden, der sein Leben trotz materieller Not mit Humor und

Schläue meistert, gesellt sich die Vorstellung zur Seite, die „jiddische“ oder „chassidische“ Musik müsse besonders emotional, ja sogar ekstatisch sein. Abgesehen davon, dass man dabei die tatsächliche Sing- und Spielpraxis ignoriert, wird bei dieser Verklärung des Shtetls und der Chassidim übersehen, dass es innerhalb des Chassidismus recht verschiedene Strömungen (und auch unterschiedliche Musikkulturen) gibt, dass ein erheblicher Teil der Juden Osteuropas gar keine Chassidim waren und dass die Lebenswelten der Juden in Deutschland und anderen westeuropäischen Staaten wiederum ganz anders aussahen. Doch nicht nur die jüdische Vergangenheit in Europa wird nicht wirklich wahrgenommen; man sieht auch nicht, dass das traditionelle Judentum nicht etwas Museales ist, sondern an vielen Orten in Europa (wenn auch kaum in Deutschland) tagtäglich gelebt wird – nicht nur von Chassidim mit Kaftan und Pelzhut.

Etwas differenzierter zeigt sich das Bild in Israel. Nach der Gründung des Staates war man bemüht, das Image des jiddischsprachigen Ghettojuden abzuschütteln und durch ein hebräisch-nationales zu ersetzen. Ähnlich wie in manchen anderen Ländern folgte jedoch auf die „Schmelztiegel“-Ideologie eine Rückbesinnung auf die spezifischen Traditionen der verschiedenen Gruppen von Einwanderern. So wurden auch jiddische Lieder, Klesmer-Musik und chassidische Melodien populär – unter anderem in traditionell-jüdischen Kreisen, die teils für Hochzeiten und andere Anlässe, teils zur bloßen Unterhaltung einen „elektronischen“ Musikstil entwickelt haben, der osteuropäische und andere Elemente aufgreift. Die Texte sind meist der hebräischen Bibel oder den Gebeten entnommen. Auch die Kunstmusik, die versucht, einen israelischen Nationalstil zu schaffen, übernimmt unter anderem Melodien aus den Musiktraditionen der Juden Osteuropas.



Giora Feidman

Liederatlas
europäischer Sprachen
der Klingenden Brücke

Band 4

Liederatlas europäischer Sprachen der Klingenden Brücke, Bd. 4

Maßgebliche Gestaltung: Sonja Ohlenschläger

Die *Klingende Brücke* geht auf Josef Gregor (1903-1987) zurück, der sie 1949 gründete. Sie war seine engagierte Antwort auf die Herausforderung nach dem letzten Weltkrieg, die zerstörten kulturellen und menschlichen Beziehungen zu unseren Nachbarvölkern wieder zu beleben, Gemeinsamkeiten kennen und Unterschiede respektieren zu lernen. Sepp Gregor leitete bis zu seinem Tode die Liedstudios in Deutschland, Frankreich und Belgien.

Fast 1.000 ständige Teilnehmer zählt die *Klingende Brücke* in derzeit 21 Liedstudios in: Aachen, Allgäu, Angeln, Berchem-Antwerpen/Belgien, Berlin, Bielefeld, Bonn, Essen, Gladbeck, Hamburg, Hannover, Heidelberg, Hekelgem/Belgien, Köln, Leuven/Belgien, Lübeck, München, Münsterland, Orléans/Frankreich, Ostholstein, Stuttgart.

Sonja Ohlenschläger, promovierte Kunstwissenschaftlerin und Diplom-Kulturwirtin, ist seit 1992 wissenschaftliche Mitarbeiterin bei der *Gesellschaft der Klingenden Brücke e.V.*

© 2006 DIE KLINGENDE BRÜCKE, Stolpmünder Str. 24, 53119 Bonn,

Tel.: 0228/666196, Fax: - 2495009;

E-mail: mail@klingende-bruecke.de

<http://www.klingende-bruecke.de>;

1. Auflage

Titelblatt: Jürgen Pankarz (*Moses*)

Noten: Franz Fechtelhoff

Layout: Sonja Ohlenschläger

Lektorat: Karin Hlaváček, Joachim Mugdan, Gert Engel

Liedquellen: Archiv der Klingenden Brücke e.V.

Bildquellen: Wikipedia; Archiv der Klingenden Brücke e.V.

Printed in Germany